

Bodensee – erster Bodman-Aufenthalt – Segeltour

Eine angenehme Seite der Bildhauerklasse waren Aufenthalte in Bodman. Die Akademie hatte dort am Bodensee ein Ferienheim, das eine Familie Reinhard im Gedenken an ihre gefallenen Söhne der Akademie vermacht hatte. Die verschiedenen Klassen der Akademie erhielten die Möglichkeit ein oder zwei Wochen dort zu verbringen. Hier machte ich die erste Erfahrung mit einer Segelpartie. Ein Mitstudent namens Hegemann konnte segeln, mit ihm und Michael Kreuter, der für ein Semester in der Baum-Klasse war, und einer Mitstudentin mieteten wir in Ludwigshafen (gegenüber von Bodman) eine kleine Segeljolle und begaben uns auf große Fahrt.

Es war ein windiger, fast stürmischer Tag. Hegemann hatte alle Hände voll zu tun, das unruhig über die Wellen hüpfende kleine Boot zu bändigen. Ich selbst saß vorn an der Fock und kriegte einen Schwall nach dem anderen auf die Beine. So kamen wir kaum voran, bis wir gegen Mittag in Dingelsdorf anlegten. Dort waren wir an einer Obstwiese gelandet, an deren Bäumen wir unsere Sachen zum Trocknen aufhängen konnten. Inzwischen hatten sich die wild über den Himmel treibenden Wolken abgeschwächt, die Flecken Himmelsblau wurden größer, und am Nachmittag, als wir in Überlingen anlegten, schien die Sonne. Federnd in unseren Segeltuchschuhen gingen wir über den hölzernen Landungssteg wie Profis und setzten uns in ein Café. Inzwischen waren nicht nur die Wolken verschwunden, sondern auch der Wind hatte nachgelassen, als wir wieder starteten. Wir kamen noch bis auf die Mitte des Sees und spannten die Segel breit auf, um uns ‚vor dem Wind‘ treiben zu lassen. Aber auch das nutzte nichts. Es war absolute Flaute. Wir hatten aber auch kein Ruder an Bord, sondern nur eine kleine hölzerne Schaufel, um Wasser zu entfernen. Die war kümmerlich genug, um damit zu rudern. Als es Abend wurde, kam ein schnelles Motorboot angerauscht. Es war der Bootsvermieter, der uns bei weiter Sicht ausgemacht hatte und uns nach Hause schleppte.

Noch ein Erlebnis im ersten Bildhauersemester in Bodman ist erwähnenswert. Außer Otto Baum mit Studenten war auch sein Kollege Wehlte – Leiter des Instituts für Maltechnologie – dort. Baum hatte seit Kurzem einen Porsche, der sein Lebenstraum gewesen war, mit dem lud er Wehlte zu einer Fahrt auf den Bodansrück ein, der gleich hinter dem Ferienheim anstieg. Und für mich war es eine große Ehre mitzudürfen. Allerdings musste ich mich in den hinteren kleinen

Kindersitz hineinknautschen. Wir fuhren steil bergan durch lichte Buchenwälder bis wir an einen kleinen hochgelegenen ehemals eiszeitlichen See kamen, den Otto Baum extra angesteuert hatte. Alle drei sprangen wir ins Wasser natürlich ‚ohne‘, wie Baum betonte. Denn wir hatten ja kein Badekostüm dabei.

Außer den erwähnten Studienarbeiten im ersten Semester war ein zarter Jüngling aus Beton entstanden, und ich hatte noch ein Relief „Jakobs Kampf mit dem Engel“ in Arbeit, das aber nie fertig wurde, weil ich stattdessen in die Heilstätte musste. Die Notwendigkeit dazu ergab sich, als Susanne Haag zur Erinnerung an unsere gemeinsamen Tage auf der Isola del Giglio uns alle zu sich eingeladen hatte. Dabei wurden auch Diapositive gezeigt. Auf einem Bild in einem Boot sitzend, entdeckte ich jetzt am linken Oberschenkel eine Schwellung, die absolut kein Muskel sein konnte. Dies wurde mir hier klar, obwohl ich sie schon manchmal bemerkt, ihr aber keine Bedeutung beigemessen hatte. Die Diagnose war: ein tuberkulöser Abszess. Also musste ich zu Beginn des WS in die Spezial-Heilstätte nach Stetten am Kalten Markt. Als ich Otto Baum davon unterrichtete, kamen ihm die Tränen. Er war nach außen kämpferisch, hatte aber einen weichen Kern und war außerdem sehr tierlieb.

Es war wieder die alte TBC, die zwar als eingekapselt galt, aber eben doch da war. Der Ausgangsherd am Trochanter war die ganze Zeit seit meinem Heilstättenaufenthalt aktiv gewesen und hatte ein Sekret abgesondert, das sich in dieser Schwellung gesammelt hatte. Es war als käsige Masse von oben nach unten gewandert und hatte sich im ganzen Schenkel verzweigt. Entsprechend schwierig war die Operation, alles heraus zu schaben. In den fünf Monaten Aufenthalt in der Heilstätte hatte ich Zeit zu lesen, z. B. Thomas Mann „Joseph und seine Brüder“ Außerdem versuchte ich mich in abstrakten Malübungen. Durch einen jüdischen Bettnachbarn lernte ich dessen Betreuer und Mentor, einen Bundestagsabgeordneten, den ‚roten Schäfer‘ kennen, der mich für die Friedrich Ebert-Stiftung vorschlug. Die aber wollte mein Studium finanziell nicht fördern, weil das Studium der Bildhauerei kein Staatliches Examen vorsieht und der Bildhauer ein freier Unternehmer sein werde. Als ich Ende Januar 1962 wieder entlassen wurde, unternahm ich Märsche im Schnee gegen Schmerzen, um wieder gelenkig zu werden und meinte, mit der Operation sei meine TBC endgültig ausgerottet.

Zwei Hollandfahrten und Wien

In den Semesterferien unternahm die Akademie eine Hollandreise. Sie begann mit dem Müller-Kröller-Museum in Arnheim und führte zunächst für mehrere Tage nach Amsterdam mit Stedelijk- und Van Gogh- Museum. Die Jugendherberge hatte im Keller Tischtennisplatten, daran trainierte ich und spielte in Socken, um das Parkett zu schonen. Einmal gab es an einem Fuß einen harten Schlag. Nach einiger Zeit sah ich lauter Blutspuren am Fußboden. Ich hatte mir die Ferse an einer großen Flügelschraube unter einer Platte aufgeschlagen. Daraufhin fuhr mich der Herbergsvater schnell in die Klinik zum Nähen. Leider konnte ich am nächsten Tag deshalb nicht ins Frans Hals-Museum in Haarlem. An den weiteren Tagen musste ich einen Hausschuh tragen und stützte mich auf einen Stockschild, den ein Kollege am Flohmarkt erstanden hatte. Im Mauritshaus in Den Haag durfte ich den Fahrstuhl benutzen, der hinter einer Tapetetür verborgen war. Ein besonders bemerkenswertes Still-Leben von Chardin bestand einzig aus einem goldgelb gebackenen Brot, sehr sparsam in der Ausführung, aber umso nachdrücklicher in der Erinnerung. Die Busfahrt am nächsten Tag ging weiter über Rotterdam nach Brügge und Gent mit dem Realismus in den erstaunlichen Werken Jan van Eycks. Brügge blieb besonders in meinem Gedächtnis, weil im Museum die Fenster offen standen und den fauligen Gestank der Kanäle herein ließen. Wieder zu Hause in Stuttgart habe ich mir die Fäden an der Ferse selbst gezogen.

Im Lauf des Jahres wollte ich die niederländische Landschaft etwas näher kennen lernen und hatte vor, zu den Westfriesischen Inseln zu trampen. Da ergab es sich, dass Eberhard Winkler – der Enkel der Winklerschen Fabriken in Lauban – zu seinem Architekturdiplom ein VW-Cabrio bekam, mit dem er auch nach Holland fahren wollte. Er nahm mich mit und hatte als Ziel eine Segel-Jugendherberge in Hegh am Hegher Meer. Als wir dort ankamen, regnete es in Strömen, so dass ich im Garten mein Zelt aufbaute und blieb. Da das Wetter mich nicht inspirierte, weiter zu ziehen, machte ich den Segelkurs des deutsch sprechenden Herbergsvaters mit. Man fuhr in den bauchigen ‚Tjotters‘ mit Außenschwertern für die flachen Kanäle und ich bekam am Schluss sogar einen kleinen Segelschein „voor bewezen Fardigheid als Stürmann“. Am Ende des Segelkurses lud mich unser Segelinstrukteur ein, mit ihm in einem größeren Boot an einer Segelregatta teilzunehmen. Dass wir auf den dritten Platz kamen, erfüllt mich

mit Befriedigung. Danach fuhren wir über Leer und das Bad Zwischenaner Meer wieder zurück.

Das folgende Semester galt schon der Vorbereitung auf die Zulassungsausstellung zum Kunsterzieherexamen, welches ich, weil einmal angefangen, zu Ende bringen wollte. Es sollte eine arbeitsreiche Zeit werden, in der zwei lebensgroße Stelen entstanden und viele kleine Varianten dazu, auch ein weiblicher Torso nach Lehmbruck.

Im Sommer 1962 gab es in Wien die große Europarat-Ausstellung „Kunst um 1400 – der Weiche Stil“, zu der ich fahren konnte dank Katharina Försters Mutter, die aus eigenem Interesse hinfahren wollte und neben Katharina auch Michael und mich mit in ihr VW-Cabrio einlud. Es war eine romantische Fahrt in der Wachau entlang der Donau. Die Obstgärten waren voll der reifen Aprikosen (Marillen), die wir frisch von den Bäumen essen konnten. Im Stift Melk waren wir wie erschlagen von dem überladenen barocken Protz der Innenausstattung. Michael wohnte in Wien bei seiner Tante von Borjody, der Schwester von Yella. Ihr Mann war der Regisseur einschlägiger Heimatfilme. Onkel Edi, ein jovialer älterer Herr erklärte uns gern, wie man auf ungarische Art auf ein Schinkenbrot eine Scheibe Käse legt. Ich ging nach dem Abendessen zu meiner Unterkunft bei einem Professor für Kostümkunde aus dem Freundeskreis der Familie von Borjody.

Den Aufenthalt in Wien nutzte ich auch, um Lore Pampiglione kennen zu lernen. Ich wollte sie nämlich bitten, beim nächsten Aufenthalt auf Giglio längere Zeit in ihrem Battino in der Wildnis wohnen zu dürfen. Sie in Wien zu finden, war nicht einfach. Sie war Dolmetscherin bei einem kommunistischen internationalen Kongress, der in Wien in einem Palais tagte. Zur vereinbarten Zeit schritt sie gemessen in einer marmornen Halle eine prächtige Treppenanlage herab. Sie war klein und blickte streng und hatte ihre Zöpfe als Kranz um den Kopf gewunden. So konnte man sich eine orthodoxe Kommunistin vorstellen, die auch die Berliner Mauer verteidigte. Aber mir war es wichtig, ihr Plazet für die Nutzung der Hütte auf Giglio zu bekommen.

Zweite Fahrt nach Giglio – Rom – Tarquinia

1962 kehrte ich wieder zurück auf die Insel, wohnte nun aber fernab in der Einsamkeit. Das Battino hatte an der Eingangsseite einen hölzernen Laufsteg, der sich von innen heraus zu einer kleinen Terrasse erweiterte, wenn man die hölzerne Seitenwand hochkippte und auf Stelzen stellte. Damit hatte man einen überdachten, nach außen offenen Frühstücksplatz. Den Schlüssel bekam man von Adone, der auch die Reben rings um das Häuschen versorgte. Er tat das meistens früh morgens und weckte mich damit, wenn das nicht schon der Esel in der Nähe mit seinem Geschrei besorgte. Wenn ich mit der Gießkanne Wasser im Becken schöpfte, sie an den daneben stehenden Olivenbaum hängte, um zu duschen, schaute Adone interessiert zu. Er war zu der Zeit noch Arbeiter im Pyrit-Bergwerk.

In Pampigliones Haus im Porto wohnte Hanna Rebmann wie damals im Untergeschoss, während oben diesmal das Ehepaar Stolze – Verwandte von Susanne Haag – eingezogen waren. Wenn ich abends Lust hatte, ging ich die Dreiviertelstunde hinunter zum Porto und machte einen Besuch. Manchmal war ich auch zum Abendessen eingeladen. An einem der Abende gab es ein besonderes Schauspiel. Der Himmel hatte sich blau-schwarz zugezogen, und auf der Meeresstrecke bis zum Monte Argentario sah man verschiedene Regenschauer niedergehen. Plötzlich bildeten sich Turbulenzen in den Wolken und ein Schlauch begann von oben herab zu hängen, bis er die Meeresoberfläche erreicht hatte. Das Meer fing sofort an zu schäumen und sich in den Schlauch hinein zu ziehen und wanderte mit ihm zusammen in Richtung der Bucht von Talamone. Unweit davon lag mittendrin die Abendfähre in Richtung Giglio, die glücklicherweise unberührt davon kam.

Im Battino war ich diesmal nicht allein. Ein Ehepaar hatte auf dem Nachbargrundstück ein Zelt errichtet, um von Turin aus dort die Ferien zu verbringen. Pietro Buttarello war Schauspieler und hatte sieben Jahre in Prag gewirkt. Seine Frau Anna war Klavierlehrerin und auffallend klein gewachsen. Erst sehr viel später sollte ich erfahren, wie sie mit ihren kleinen Händen Oktavsprünge zu überbrücken wusste. Pietro sprach ein ausgeprägtes, sorgfältiges Italienisch, das mir als Lernendem sehr entgegen kam. Vom Battino aus unternahm ich viele kleine Ausflüge zum Zeichnen, etwa auf die kleine Halbinsel Lazzaretto, in die Arenella, den benachbarten Granit- Steinbruch und

auf die Höhe mit dem Blick zum Monte Argentario hinüber. Viele meiner Arbeiten hielten meiner späteren Beurteilung nicht stand. Ein Tag gestaltete sich besonders ereignisreich. Ich stieg über den Eselspfad, die Mulattiera, hinauf zum Castello und überquerte den Inselrücken, um auf der andern Seite wieder hinabzusteigen. Ich war bewaffnet mit Hammer und Meißel und einem Brotbeutel, alles Utensilien aus der Kammer neben der Hütte, weil ich versuchen wollte, den kleinen Stollen von damals mit den Kristallen zu finden, was auch gelang.

Nachdem ich den ganzen Tag in der Sonne gearbeitet hatte, war ich ausgebrannt und durstig und ging wieder hinauf zum Castello. Dort kehrte ich ein bei „Maria“, damals einer Gaststube, viel später war es zu einem gesuchten Restaurant geworden. Dort bestellte ich einen halben Liter von dem goldenen starken Passito von der Insel und danach noch ein Viertel. Ein vernünftiger Mensch hätte hier gewarnt, aber die Sonne hatte offenbar meinen Verstand ausgetrocknet. Jedenfalls, nachdem ich mich am Wein satt getrunken hatte, machte ich mich – schon in der Dämmerung – auf den Heimweg, den steilen Eselspfad hinab. Das letzte Stück führte ein Trampelpfad bis zur Hütte, die ich mit Mühe erreichte. Das letzte Bild, an das ich mich von dem Abend noch erinnere, ist mein grinsendes Gesicht im Spiegel, den ich am Morgen zerbrochen auf dem Fußboden fand.

Hanna Rebmann hatte ihren VW in einer Garage in Porto Santo Stefano eingemietet, und als sie davon erfuhr, dass ich nach Rom fahren wollte, bot sie ihn mir großzügig an. Sie händigte mir Garagen- und Autoschlüssel aus, sodass ich nach Rom starten konnte. Ich war verabredet mit Brigitte Karst und Waltraud Rösler – später Steffens Frau – beide Kommilitoninnen – in einem Jugendhotel der Heilsarmee mitten in der Stadt. Beide hatten sich schon fleißig in die Kunstgeschichte eingelesen und wussten, wo sich die einschlägigen Gebäude und Sammlungen befanden. Besonders das Archäologische Museum in Valle Giulia mit seinen etruskischen Kostbarkeiten, wie dem Ehepaar-Sarkophag aus Cerveteri, war mir wichtig. Um die archaische Grabmalerei kennenzulernen, unternahmen wir eine Fahrt nach Tarquinia, wo man jüngst Grabkammern auf Feldern entdeckt und zugänglich gemacht hatte. Waltraud Rösler hatte wegen des Todes ihrer Großmutter vorher abreisen müssen. Statt ihrer schloss sich uns ein italienischer Medizinstudent an.

Nach der Besichtigung der Gräber machten wir uns wieder auf den Heimweg. In der Nähe von Civitavecchia führte die Straße dicht am Meer vorbei. Da bekam ich Lust, hinein zu springen. Zwischen unserem geparkten Wagen und den Klippen befanden sich ein paar Bäume und Gebüsch. Nach etwa zehn Minuten Schwimmen wollte ich aus meiner Hose im Wagen ein Taschenmesser holen. Aber der Wagen war leer, die kleine Dreieckscheibe an der Beifahrertür war abgebrochen. Unser mitfahrender Student war verbittert, dass man uns das zugefügt hatte und bestand darauf, den Einbruch bei der Polizei in Civitavecchia zu melden. Das bedeutete, den ganzen Nachmittag in der nassen Badehose auf der Wache herum zu stehen. Die Rückfahrt war abenteuerlich, und an Dreistigkeit musste ich alle Italiener überbieten, um im dichten Verkehr und in Baustellen voran zu kommen, weil wir noch zum Konzert in der Maxentius-Basilica wollten. Als ich mit Badehöschen mitten in Rom das Foyer des Hotels der Heilsarmee durchschritt, gab es ein Mordsgeschrei über den dreisten Deutschen, bis unser Student die Schreihälse zurechtwies. Glücklicherweise hatte ich noch eine Hose und ein Hemd zum Wechseln, um am Abend unsere Konzertkarten einzulösen.

Am nächsten Morgen ging ich zum deutschen Konsulat, um mir Ersatzpapiere ausstellen zu lassen, denn mit meiner Hose waren nicht nur das Portemonnaie sondern auch alle Ausweispapiere und mein Schlüsselbund verschwunden. Aber kurz danach, als ich in der Lobby des Hotels sitze, höre ich meinen Namen nennen. Meine Hose mit allem Inhalt außer dem Geld war am Straßenrand gefunden worden. Die ehrlichen Diebe hatten es nur auf das Geld abgesehen. Die Heimfahrt ging wieder per Anhalter vonstatten. Ein flotter Fahrer mit einer Romeo Giulietta nahm mich ein Stück mit und führte mir stolz seine drei hübschen Töchter vor. Seine Einladung zu ihm nach Hause habe ich allerdings abgelehnt.

Venedig (1962)

Um das gestohlene Geld wieder zu ersetzen, arbeitete ich in der Mercedes-Verwaltung in Stuttgart und lernte dort ein griechisches Ehepaar kennen. Er, Ilias, ein im Korea-Krieg desertierter Major, der sich in Griechenland nicht mehr sehen lassen durfte, sie, Mirella, eine hübsche Theologentochter. Beide hatten Sehnsucht nach dem Mittelmeer und baten uns, für sie einen alten VW anzuschaffen, damit sie nach Venedig fahren könnten. An einem verregneten Oktoberfreitagnachmittag 1962 starteten wir zu fünft in Stuttgart. Als wir in München waren, wurde es schon dunkel, da gestand Ilias, er könne im Dunkeln nicht fahren. Das musste ich dann schließlich, weil sonst keiner einen Führerschein hatte. Auf der Rückbank hatte Michael ein aufziehbares Grammophon auf dem Schoß und Steffen gegenüber hatte seine Gitarre mit, und dazwischen eingeklemmt saß Mirella. Von der Musik, die die beiden zur Unterhaltung machen wollten, war natürlich kaum etwas zu hören, denn in den Bergen musste man den schwachen Motor von 1948 immer mit Zwischengas zwischen dem dritten und zweiten Gang hin und her schalten. So schafften wir es bis Meran, wo wir gegen Mitternacht ein Hotel fanden.

Am nächsten Morgen schien die Sonne. Aber auch auf der Autobahn im vierten Gang machte der Wagen einen solchen Radau, dass eine Unterhaltung unmöglich war. Man konnte damals noch mit dem Wagen nach Venedig hineinfahren. Mirella und Ilias hatten bereits ihr festes Quartier, wir fanden bei einer Witwe ein Zimmer mit einem Doppelbett, mit dem wir zu dritt auskommen mussten. Dann gingen wir auf Besichtigungstour. Besonderen Eindruck machten mir die wandgroßen Tintoretti in der Galerie der Akademie. Als Mirella und Ilias sich zurück gezogen hatten, wollten wir das Abendleben von Venedig kennenlernen. Aber nach Saisonende gab es das nicht mehr. Wir irrten unschlüssig durch die Gassen auf der Suche nach einer Kneipe. Was wir fanden, war ein gekachelter Raum mit bleichem Neonlicht und einem Fernseher in der Ecke. Am Tresen bestellten wir einen Rotwein – er war sehr kalt. Anschließend gingen wir schlafen. Wir hatten nur ein Laken als Decke, und immer einer am Rande konnte sich damit einwickeln, bis er eingeschlafen war. Dann ging die Rolle anders herum.

Der Höhepunkt auf der Rückfahrt sollten die Giotto-Fresken in der Arena-Kapelle in Padua werden. Wir kamen Sonntag gegen dreizehn Uhr dort an, als sie gerade

schloss. Die ganze Woche hätte sie geöffnet gehabt. Unverrichteter Dinge machten wir uns auf den Heimweg. Vom Alpenrand an war ich wieder der Chauffeur. Als wir schon in Innsbruck waren, mussten wir den Reservehebel bedienen und schnellstens eine Nachttankstelle finden, was uns schließlich gelang. Diesmal wollten wir nicht über München sondern über Memmingen, also über den Fernpass, fahren. Aber es war nervenaufreibend. Es herrschte dichter Nebel, die Strecke war stark kurvig und noch ohne Markierungen. Von Ulm an auf der Autobahn bis Stuttgart übernahm Ilias nochmals das Steuer. Die beiden Griechen mussten morgens wieder arbeiten, während wir ausschlafen konnten.

Studium der freien Bildhauerei - Barbara Anfänge

Die Arbeit in der Bildhauerklasse bot einen großen Freiraum und erzog in dem, was man machte, zu Eigenverantwortung. Otto Baum war eine Persönlichkeit, die sich nichts vergab, seine Schüler als ebenbürtig zu schätzen und sein Ratschlag war kollegial. Wenn wir große Ausstellungen sehen wollten, mussten wir nach München ins Haus der Kunst fahren. Einmal war ich mit Franz Sequenz und Michael im Spätherbst in München. Wir waren auf der Fete eines Schülers eingeladen, den wir von irgendwoher kannten. Micha übernachtete bei seiner Großmutter, und wir mussten sehen, wo wir blieben. Wir versuchten auf einer Bank im Starnberger Bahnhof zu schlafen. Und um nicht von dort vertrieben zu werden, kaufte ich eine Fahrkarte nach München-Hauptwerkstätten. Ab vier Uhr hatte der erste Wartesaal offen. Und durch die Tischreihen ging ein Aufpasser und riss denen die Arme hoch, die schlafend auf den Tisch niedersanken „Hier werd net gschlofe!“ Am Morgen wollten wir Micha abholen in Erwartung eines Frühstücks bei der Oma, aber wir wurden kühl abgewiesen und stellten uns gleich darauf an der Ausfahrtstraße wieder auf.

Das vierte Semester war ausgefüllt mit Kunstgeschichte. In einem Referat konnte ich mich über Piero della Francesca, den ich bis dahin nicht kannte, regelrecht begeistern. Außer über ihn, einen Vertreter des Rationalen in der italienischen Renaissance, hatte ich ein zweites Referat über die expressiv emotionale Donauschule zu halten, die ein starker Gegensatz zu Piero ist. Beide Referate waren für mich sehr wichtig, weil ich bis dahin in Kunstgeschichte ahnungslos war. Allerdings hatte ich schon immer die Vorlesung von Wenzel gehört, die in sieben Semestern von den Babyloniern bis zur Moderne reichte. Unter den Prüfungskandidaten wurden Themen herumgereicht, die im Examen dran kommen könnten. In der mündlichen Prüfung bekam man zehn Kunstpostkarten, die man kunsthistorisch einordnen musste. Da hatte ich das Glück, die ‚Blendung Samsons‘ von Jan Steen zu bekommen, die ich vom Wallraf-Richards-Museum her kannte und nun thematisch wunderbar einkreisen konnte – was den Prüfern gefiel. Schwierig war es, den preußischen Kupferstecher Chodowiecki anzusprechen, von dem ich erst in der Prüfung lernte, dass er auch gemalt hatte. Immerhin hatte das Gemälde mit einer Wöchnerin Pinsel-Schraffuren im Hintergrund, sodass man einen Grafiker erraten konnte. Insgesamt war das Kunstgeschichtsexamen bei Wenzel ein hartes Stück Arbeit.

Nicht alle bestanden das Examen, denn als ich in den Prüfungsraum gerufen wurde, kam mir eine Mitstudentin mit hochrotem Kopf und weinend entgegen, weil sie gerade durchgefallen war. Nachdem das Examen geschafft war, begann das fünfte Semester bei Otto Baum.

Auch danach gab es immer wieder Fahrten zu Ausstellungen nach München. Eine der Fahrten sollte schicksalsentscheidend sein. Es dürfte im Herbst 1963 gewesen sein. Ich fuhr mit im Buckeltaunus von Jörg Fauth zur großen Ausstellung „Kunst im 19. Jahrhundert in Frankreich“, neben mir saß Barbara. Es dauerte nicht lange, da kamen wir uns einander sehr nahe, und es wurde eine vergnügliche Fahrt. Kurze Zeit später wurde ich durch eine weiße ärztliche Bandage um den Kopf Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit in der Akademie, die auch Barbara nicht entging.

Im Eulenrain gab es einen Nachbarn, der uns seine Obstbaumstämme anbot, die er im Garten gefällt hatte. Zwischen den Grundstücken befand sich ein Drahtzaun, oben mit einer Reihe Stacheldraht. Ich ging also hinüber, um die Stämme zu schultern und über den Zaun zu werfen, um sie mit der Schubkarre zu unserer Hütte zu bringen. Einer jedoch blieb am Stacheldraht hängen, der Schwung ging gegen meinen Kopf, und der Stamm rollte über ihn hinweg. Als ich wieder auf unserer Gartenseite die Stämme in die Schubkarre wuchten wollte, spürte ich am Hals einen warmen Strom. Ich hatte nicht bemerkt, dass am Stamm ein Ast heraus stand, mit dem ich mir die Kopfhaut aufgeschlitzt hatte. Ich fuhr also schnell mit der Tram nach Sillenbuch zu meinem Hausarzt und setzte mich geduldig ins Wartezimmer. Als ich schließlich an der Reihe war, schimpfte der Arzt, so ein Notfall habe doch Vorrang. Er hatte Mühe, seine vier Nähte noch in die verhärtete Wunde zu bringen und umwickelte den ganzen Kopf mit einer weißen Binde, so dass nur noch das Gesicht herausschaute.

Es war die Zeit, als ich im Hochreiterschen Haus das Dachzimmer bewohnte, als Barbara nach einem Kinobesuch mit zu mir nach Hause kam. Ich konnte leider nichts Essbares anbieten, außer Brot, etwas Quark und einem Glas Peperoncini. Aber wir übernachteten in meinem Bett und es wurde eine Nacht der Glückseligkeit, die uns enger zusammen band. Da wir mit Yella und Xeno zusammen nur ein Badezimmer hatten, musste Barbara es heimlich benutzen. Yella war zwar in ihrer Zeit als Künstlerin leichtlebiger gewesen, jetzt aber sehr katholisch und sittenstreng. Barbara jedenfalls wurde nicht entdeckt.

Bald danach zog ich aus dem Haus und wohnte fortan in unserer Hütte am Waldrand. Hier besuchte mich auch eines Tages unsere Mutter und übernachtete bei mir in der Hütte. Einmal habe ich sie in Stuttgart zu einem Opernbesuch mitgenommen. ‚Don Giovanni‘ mit Joseph Traxel, die einzige Oper, die sie jemals in ihrem Leben besuchte. Sie äußerte sich ganz zufrieden über das ‚gerechte Ende‘ des Bösewichts. Ein anderes Mal, als ich Xeno besuchte und einige Zeit danach zurück kam, traf ich Mutter tränenüberströmt an. Sie hatte befürchtet, ich könne auch schwul sein. Denn sie hatte mit zartem Empfinden schnell seine Eigenart bemerkt. Bei Xeno hörte ich eine Platte mit François Villon in triefendem, schwülstigem Ton, rezitiert von Klaus Kinski. Dieses Rezitat mit seinem übertriebenen Schwulst neigte zum Kitsch, hat mich aber schwer beeindruckt.

Ich lernte nun Barbara näher kennen. Bei einem Spaziergang im Park von Schloss Monrepos erzählte sie manches von sich. Sie war in Dessau geboren, wo Ihre Eltern mit ihrem vierzehn Tage alten Bruder bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen waren. Ihre Mutter hatte Innenarchitektur am Bauhaus studiert und ihr Vater war Flugzeugkonstrukteur und Versuchspilot bei den Junkers-Werken gewesen. Barbara befand sich damals fünfjährig mit ihrer drei Jahre älteren Schwester Eva nicht zu Hause, sondern in einem Kinderheim am Vogelsberg. Jetzt wohnte sie in Beihingen bei Ludwigsburg bei ihrer Tante Luci, die die beiden verwaisten Kinder zu ihren eigenen vier Kindern aufgenommen hatte. Barbaras streng katholische Großmutter hatte dafür gesorgt, dass sie in Ziegelhausen am Neckar getauft wurde, ist aber, weil im Dorf alle in den Konfirmandenunterricht gingen, auch evangelisch konfirmiert worden. Ihr als einer Fremden wurde das Schwäbisch geradezu hinein geprügelt. Sie hörte nach der zehnten Klasse am Gymnasium auf und machte eine Lehre als Keramikerin in Heidelberg. Ihrer Kollegin Norle nach war sie damals schon welterfahren. Diese Beurteilung entspricht auch ihrem Weg nach Paris, wo sie für ein Jahr Aupair bei der Familie Heuzey war. Dort lernte sie fließend Französisch.

Mit der Isetta nach Paris

Da ich nun nicht mehr das Stipendium des Honnefer Modells genoss, musste ich Geld verdienen. Mit meinem Motorrad fuhr ich Prospekte für eine Schwedische Fluglinie aus und ging wieder zu einem Landschaftsgestalter. Dann tauschte ich mein Motorrad in eine Isetta. Boris Grünwald, ein Schüler bei Rudolf Daudert und gelernter KFZ-Mechaniker hatte mir dazu verholfen. Boris war Jude, dessen Eltern umgekommen waren und der der Patensohn der Familie Heuß (Sohn) war. Die Isetta war schon gealtert, dennoch machten wir uns im März 1964 auf nach Paris. Michael studierte dort Französisch und musste als Miete für sein Zimmer die Hunde ausführen und Teppiche klopfen. Barbara wollte ihre befreundete Familie wieder besuchen.

Damals existierte noch keine Autobahn. Wir nutzten die Route N4. Das Benzin reichte immer für zweihundert Kilometer, und bei jedem Tankaufenthalt war auch ein halber Liter Öl fällig. Bei der Familie Heuzey herrschten strenge Sitten, ich durfte nicht mit Barbara bei ihnen übernachten. Deshalb besuchte mich Barbara bei Michael, stieg zu mir ins Bett und Michael nahm im Dunkel akustisch teil an unserer Liebesbeziehung. Anschließend brachte ich Barbara zu ihrem Quartier. Übrigens, Madame Heuzey ließ es sich nicht nehmen, uns wunderbar Französisch zu bekochen. Und natürlich haben wir viel Kunst gesehen. Damals waren die ganzen Impressionisten im Jeu de Paume, die neuerdings sich im Musee d'Orsay befinden.

Yella Hochreiter hatte mir für ihren Michael einen Stapel Bundeswehrbrot mitgegeben, das dort für Extremsituationen vom Eismeer bis zur Sahara bekannt ist. Solch ein Paket hatte ihr ein Mieter vermacht. Die Brote waren mit Alu-Folie haltbar verpackt. Dies kam mir sehr zugute, als nämlich eines Tages der Tankverschluss abhanden gekommen war und es in den Tank zu regnen drohte, konnte ich mit der Folie des Brotes die Öffnung überspannen. Allerdings hat jeden Morgen ein Spaßvogel mit dem Finger ein Loch rein gebohrt, so dass Michael jeden Morgen sein Kraftbrot essen musste.

Am 17. März, an einem frostig und feucht kalten Tag begannen wir um sechs Uhr morgens unsere Rückreise. Den ersten Tankstop nutzte ich, um einen Tankdeckel zu kaufen. Als wir ein Stück gefahren waren, blieb die Isetta plötzlich stehen. Sie war leicht genug, um sie bis zur nächsten Tankstelle zu schieben. Dort gab es

eine Überraschung. Der Tankstellenpächter war bekannt mit meinen Schwägern und nach dem Krieg dort hängen geblieben. Er meinte, ich solle schon mal den Vergaser auseinander bauen. Aber dann packte er selber an und zerbrach einen Draht am Schwimmer. Ach, das mache nichts! Schließlich stellten wir fest, dass nur der Tankdeckel ohne Lüftung schuld gewesen war, aber wir hatten schon Stunden verloren.

Beim Weiterfahren roch es unterwegs verdächtig nach Benzin. Ich hielt an, um den Draht am Schwimmer zu flicken und nicht noch mehr Benzin zu verlieren. Denn unser französisches Geld war genau abgezählt, und sonntags konnte man nichts eintauschen. Als wir am Fuße der Vogesen anlangten, fing es an zu schneien. Wir steuerten eine offene Tankstelle mitten auf einem Platz an. Der arme Tankwart kam aus seiner warmen Klause und nahm unlustig die paar Centime, die ich ihm hinhielt, für die er noch tanken sollte. In den Höhen wurde der Schnee dichter, und ich wusste nicht, ob das Benzin noch bis Kehl reichen würde. Ja, es reichte, ich hatte noch einen halben Liter im Tank. In der Oberrheinebene kamen wir in strömenden Regen, der je höher wir in die Pforzheimer Berge kamen, wieder in heftigen Schneefall überging. Aber wir kamen mit den kleinen gekoppelten Antriebsrädchen stetig voran, bis wir um Mitternacht in Beihingen anlangten. Dort machten wir uns erst einmal über den Kühlschrank her.

Bodman – Plattenlegen – Lehrauftrag – Heirat – Jugendhaus

Nach dem Kunsterzieherexamen hatte mir Otto Baum ein ‚Meisterschüler-Atelier‘ gegeben und mir gesagt, ich könne da selbstständig arbeiten, und wenn ich mal einen Rat bräuchte, könne ich mich an ihn wenden. Otto Baum war ein guter Schachspieler und forderte – als wir wieder in Bodman waren – seine Schüler auf, mit ihm zu spielen. Als ich dreimal hintereinander gewonnen hatte, ließ er nicht locker, bis er auch dreimal gewonnen hatte. Dann waren wir quitt. Es gab mittags immer sehr schmackhafte asiatische Gerichte, für die unsere Kommilitonin Rita sorgte, die mit einem Indonesier liiert war. In der Nachbarschaft konnte man täglich einen großen Krug Moscht holen, der auch jedes Mal leer wurde.

Zum Haus gehörten vier Ruderboote, die man den ganzen Tag haben konnte, wenn man früh genug aufstand. Einmal ergab es sich, dass ich an einem Nachmittag ein Stück hinaus geschwommen war, als jemand mit einem Boot nachgerudert kam. Da fasste ich den Entschluss, in Begleitung des Bootes, bis nach Ludwigshafen, ca. drei Kilometer, zu schwimmen.

An einen warmen Tag im Sommer denke ich gern zurück, als Barbara und ich verborgen im dichten Schilf im Boot unser Schäferstündchen hatten. Unsere Liebe hatte sich verfestigt, und wir dachten daran zu heiraten.

Ich war immer häufiger Gast in Beihingen. Das Haus war voller Musik, nicht nur, weil Luci mit Musikunterricht ihre Familie ernährte, sondern weil Thomas, das jüngste mongoloide Kind, hoch musikalisch begabt war und auf dem Sofa sitzend eine Mozart-Ouvertüre oder Sinfonie nach der anderen mitdirigierte. Barbara kümmerte sich liebevoll um ihn. Dessen ungeachtet mussten wir allmählich daran denken, Geld zu verdienen. Barbara ging in ein Büro arbeiten, und ich entdeckte im Frühjahr 1964 in der TH Hannover einen Aushang, nach dem ein Gartengestalter Leute suchte. Es mussten nämlich auf der Hannover-Messe Platten gelegt werden. Mit dem Sohn des Unternehmers bildete ich ein Team, wir wurden nach Quadratmetern bezahlt und haben viele Wege gelegt mit drei Größen von Betonplatten fünfundzwanzig, fünfzig und fünfundsiebzig cm, immer fünfzig cm breit, von denen die großen nur zu zweit bewegt werden konnten.

Am Abend vor der Messeeröffnung, als wir bei DEMAG fertig geworden waren, lud uns der Unternehmer zum Essen ein und eröffnete uns, dass wir den Weg nochmals aufheben müssen, weil noch schwere Maschinen antransportiert werden sollten. Dazu mussten wir die ganze Nacht arbeiten und den Sand für den Unterbau zusammenkratzen. Als ich am Morgen der Eröffnung den Sand von den Platten kehrte, kamen die ersten Gäste. Anschließend fuhr ich zu meiner Mutter, um mich auszuschlafen. Die Arbeit des Plattenlegens sollte noch weiter gehen, wir hatten auch die Wege in einer VW-Siedlung in Kassel zu machen. Es war schwere Arbeit und sauer verdientes Geld. Aber wir brauchten ja einen gewissen Fundus für unsere Absicht zu heiraten.

Diese Absicht hielten wir zunächst geheim. Erst drei Wochen vor dem Termin teilte ich es meiner Mutter und meinen Verwandten zu deren Überraschung mit. Da Barbaras Verwandtschaft im süddeutschen Raum und meine in Niedersachsen ansässig waren, veranstalteten wir die standesamtliche Trauung in Beihingen und die kirchliche in meiner Konfirmationskirche in Alt-Wallmoden mit dem Pastor Bazilla, der mich einst gefördert hatte. Als wir bei ihm zu einem Traugespräch waren, erhielt ich Einblick in seine rechts orientierte politische Einstellung, die ich vorher so nicht hatte kennenlernen können. Es gab einen Dissens bei der Beurteilung von Otto Dix, den er ein Schwein nannte, und das ließ mich erahnen, dass er stramm rechts zu den ‚Deutschen Christen‘ gehört haben kann. Auch sein subalternes Verhalten dem Baron gegenüber schien daraufhin zu deuten, denn die Kirche war Teil des Gutshofs und die adlige Familie hatte ihre vor Blicken verborgenen verzierten Logen, ganz in der Tradition des Landadels.

Zur standesamtlichen Trauung versammelten sich am 31. Juli 1964 Eva und Jürgen Brummack, Lothar Enders und Luci Rothacker, dazu Bettina und Helmut vom Hoff, Thomas, Andrea und Dieter Eichstedt und Michael Kreuter, als mein Trauzeuge. Nach der kirchlichen Trauung am 29. August 1964 in Alt-Wallmoden feierten wir in Berenbostel bei Kurt und Ursula Knobloch und meiner Mutter. Dazu kamen Ruth und Hellmut Knobloch und Elisabeth mit Hanna Eckert. Ich war von Stuttgart aus mit der Isetta voraus gefahren und holte Barbara vom Bahnhof in Salzgitter-Ringelheim ab. Sie hatte ein reizendes kniefreies Mini-Kostüm an und später zur Trauung wieder ihr weißes Kostüm, welches sie schon in Beihingen getragen hatte. Bis zur Hochzeit hatten wir getrennt gewohnt, sie in

Beihingen und ich in Stuttgart. Aber unser Freund Xeno hatte inzwischen eine große Vierzimmerwohnung in Stuttgart-Feuerbach, von der er uns eines zur Untermiete abgab. Damit war das Wohnungsproblem gelöst.

Noch immer hatte ich mein kleines Atelier in der Akademie, und zu Semesterbeginn erhielt ich einen Lehrauftrag für kubisch-räumliches Zeichnen im Rahmen der Grundlehre. Dabei mussten die Studenten auch ein konstruiertes Blatt für die Zulassungsausstellung zum Kunsterzieherexamen anfertigen. Durch meinen Unterricht, der als Block zu einer Woche zusammen gelegt wurde, fühlten sich die Grundklassenlehrer entlastet.

Nach meiner Lehrverpflichtung nahm ich die Stelle eines Werklehrers am Jugendhaus an, das heißt, ich richtete neben den schon existierenden Außenposten einen neuen Werkraum in Feuerbach ein. Der befand sich über einer Turnhalle und war sehr lärmanfällig. Ich hätte gern gleich mit Tonarbeiten begonnen, aber ich musste drei Monate auf den Brennofen warten. Stattdessen bekam ich Treibhämmer für kleine Kupferschälchen, die wir emaillieren konnten, und Peddigrohr für Körbe und natürlich Malfarben und Papier. Zum Kupfertreiben hatte ich zwei Baumstämme hochgetragen, musste es aber auf zwei Tage begrenzen, weil der Hall das ganze Haus erschütterte. Zur gleichen Zeit arbeitete ich ab sieben Uhr morgens in der Bronzegießerei der Akademie, um praktische Kenntnisse im Abformen zu erhalten und kleinere Arbeiten selbst zu gießen. Um 13:30 war ich in der Mensa, um fünf vor zwei stieg ich in die Isetta und um 14:00 schloss ich den Werkraum auf.

Das Jugendhaus war geöffnet für Kinder ab acht Jahren von 14:00 bis 18:30 Uhr und für junge Erwachsene von 19:00 bis 21:30 Uhr. Die Kinder konnten malen, in Ton arbeiten „Herr Linke, derf i ä Aschebecherle“, Kupfer treiben – dazu musste ich Kupferplatten ausschneiden, rund oder eckig, und die Linie aufzeichnen, auf der sie den Treibhammer ansetzen sollten – und emaillieren. Dazu konnten die Kinder die Schablonen ausschneiden. Aber am Emailofen musste ich selber sitzen. Denn das Emaille-Pulver sollte nicht vergeudet werden. Die Erwachsenen haben am liebsten gebatikt. Für die Zeit im Atelier blieben nur die Wochenenden. Peddigrohr flechten mochte ich ungern, und es dauerte, bis ich verstanden hatte, wie ein richtiger Anfang begann. Nachdem ich einen kleinen Brennofen bekommen hatte, war bei den Kindern das Arbeiten mit Ton die liebste Beschäftigung, aber ich hatte Mühe, sie vom Klischee der Blech-

Aschenbecher abzubringen. Als sich die Kunde von meinem baldigen Weggang verbreitete, fanden dies die Kinder schade. Das veranlasste vier kleine Mädchen unter der Leitung einer Neunjährigen, mir einen kleinen Elefanten hohl aufzubauen und mir zum Abschied zu schenken.